

Aphorismen

Von Hermann Bahr

Das Grundproblem des Menschen: sich auf die Höhe seiner guten Stunden zu bringen.

*

Was ich fühle, kann mir der Verstand nicht verwirren.

*

Willensbildung heißt das rechte Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen finden.

*

Die Würde unserer Zeit ist, daß es keine Würden mehr gibt als Menschenwürde.

*

Was heißt denn leben, als daß einer sich ausstreckt, mit seinem Atem die Welt füllt und sie nach seinem Bilde formt.

*

Der Reiz des Märchens ist, daß es zwingt, unglaubliche Begebenheiten zu glauben.

*

Die Kunst ist heute ein Depot für alle Menschlichkeit, die wird dort aufbewahrt, da stört sie die Staatsordnung nicht... Daß ein Vers, daß eine Sonate, daß jedes Kunstwerk immer nur ein Zünder zur Tat ist, um Leben explodieren zu lassen — das haben wir vergessen.

*

Ein Irrtum, der uns tätig und tüchtig macht, ist uns besser, als eine lähmende Wahrheit.

*

Ein Künstler ist, wer sich fähig fühlt, den Menschen Glück zu bringen, indem er ihnen helfen kann, besser und schöner zu werden.

Aus den Essays. Vol. Wegweiser.

Natur

Von Hermann Bahr

In der Stettiner Versammlung der Naturforscher 1863 wurde der Gedanke Darwins zum erstenmale laut. 1859 war sein Buch von der Entstehung der Arten erschienen. Nach fünfundsanzig Jahren des Zögerns und Zagens in der Furcht, ein Phantast zu heißen, wenn er nicht alles wissenschaftlich nachzuweisen vorbereitet wäre. Und erst von Wallace bedrängt und um nicht seine Tat an den Jüngeren zu verlieren, entschloß er sich und trat vor. Aber behutsam wich der alte Theologe noch jedem Frevler aus: durch eine Wendung an den lieben Gott selbst, der ihm nur desto „großartiger“ schien, wenn er bloß den Keim des Lebens gelegt, in diesen aber zugleich die Kraft, nun alles aus sich selbst nach eigenen Gesetzen zu entwickeln, ohne daß sich der Schöpfer erst noch einmal selbst hätte zu bemühen brauchen. Das Buch blieb zunächst in der gelehrten Welt, wo man ja nicht die Gewohnheit hat, vom

Detail zum Ganzen aufzublicken; man merkte nichts. Erst als es, vom alten Bronn überseht, in Deutschland unter die jungen Leute geriet, begann seine Wirkung. Haeckel, eben aus Italien heimgelehrt, von seinen Radiolarien her, las es, und so war sein Mann gefunden. Denn in diesem, der einem jungen Germanenkönig glich, lag immer schon ein zitterndes Verlangen der Ungeduld, Erwartung und Bereitschaft zu den großen Verwegenheiten. Und nun kam, drei Jahre später, jene Stettiner Versammlung und ihr erster Redner war Haeckel, jung und schön und hell, und dieser glühende, Jugend ausdampfende, wie der Morgen leuchtende Mensch sprach aus, was Darwin war. Da wußten alle, daß es hier nicht mehr um eine Frage der Gelehrsamkeit ging, sondern um die Menschheit selbst; die bisherige Menschheit war plötzlich in Frage. Und so brach es jetzt überall los, gegen die verruchten Keßer, die sich vermessen wollten, Gott zu leugnen. Darüber hätten sie sich aber wahrscheinlich noch eher beruhigen lassen, hätten nicht alle gespürt, daß damit auch sozusagen der Mensch gelugnet war, der bisherige Mensch, wie er sich immer gesehen hatte, seit so vielen tausend Jahren, der Mensch, der über sich Gott hatte, unter sich die Natur, der er selbst nun wieder seinerseits von Gott, dem er gehorchen mußte, zum Gott eingeseht war, der allen anderen gebot. Jetzt aber war der Mensch auch ein Tier geworden. Der Mensch, bisher der Natur gegenüber, als ihr Zuschauer und ihr Herr, vor dem und für den das ganze Spiel der Welt geschieht, sah sich nun plötzlich in die Natur gerissen, mitten in sie hinein; er hatte gar nichts mehr für sich allein, und die Tiere, die Blumen, die Steine sollten nun seine Brüder und Schwestern sein. Das waren sie nun freilich schon für den heiligen Franz von Assisi gewesen. Und für das deutsche Märchen und für unsere alten Mystiker auch. Und für Goethe gar. Doch das nahm man für Traum und Wahn, das störte jedenfalls das Leben nicht auf. Man freute sich, mit solchen lieblichen Bildern der Dichter und Schwärmer zu spielen, und lebte doch im Alten fort, außer der Natur, ihr gegenüber, von ihr getrennt. Nun aber kam einer und machte damit Ernst; der Mensch war seiner Einsamkeit entrissen, seiner Göttlichkeit entseht, alle Schranken fielen, er sollte nun wirklich dasselbe sein wie die Brüder und Schwestern im Wald und auf der Klur und im Meer, in ihren Tanz gezogen. Es war ein neuer Gedanke. Das hätte man ertragen. Aber wurde nun nicht auch unser ganzes Leben neu? Wenn jener Gedanke wahr war, daß der Mensch zur Natur gehöre, mitten in ihren Reigen hinein, ein Stück von ihr, kein anderer als die Brüder und Schwestern überall, war dann nicht das alte Leben der Menschen falsch, das Leben außer der Natur, abseits, für sich allein, mit seinem Stolz, sich ihr nur immer noch mehr zu entfremden? Aber siehe, das Leben blieb alt.

Der Mensch erkannte, daß die Gedanken falsch waren, auf welchen bisher sein Leben stand, er tauschte sie also für andere Gedanken um, die jetzt die wahren schienen, und blieb bei seinem bisherigen Leben.

Haeckel sprach in jener Stettiner Versammlung am 19. September 1863, es war ein Sonnabend. Ich bin geboren am 19. Juli 1863, es war ein Sonntag. Ich wurde also, als Haeckel sprach, gerade zwei Monate alt, auf den Tag. Das macht mir immer so viel Spaß, und ich muß oft daran denken. Den wenn nun also, wie man doch meinen sollte, Gedanken eine unmittelbare Macht über das Leben der Menschen hätten und das Leben der Menschen mit ihren Gedanken unmittelbar verbunden wäre, so hätte ich es ja sehr gut haben müssen. Ich wäre dann, als man mich aus den Windeln hob, schon von dem bisherigen Leben der Menschen, da dieses ja doch damals bereits für falsch erkannt war, befreit gewesen und damit verschont geblieben. Dies war aber nicht so, sondern wenn auch mein Vater, ein mutiger, immer vorwärts strebender, aus seinem engen Kreise nach Freiheit aufblickender Mann von einer strengen, geistigen Redlichkeit, redlich alles tat, um mich in der Wahrheit zu erziehen, wuchs ich doch schließlich in der alten Art des Lebens auf, von der Natur entfernt, der der Mensch nur allenfalls zuweilen an schönen Tagen sozusagen seinen Besuch macht. Wirklich, dies war eigentlich immer mein Gefühl, wenn wir als Buben, gut angezogen, ins Freie geführt wurden. Fast wie wenn zwei hohe Herren sich einmal begegnen: der Mensch der eine Souverän, die Natur der andere, und nun begrüßen sie sich artig, an Feiertagen. Ich weiß noch, als wenn es erst gestern gewesen wäre, wie der Vater mit uns gern Nachmittag auf den Freinberg ging, eine sachte Anhöhe bei Linz, von der man einen wunderbaren weiten Blick über das Tal weg, wo die breite Donau glänzt, an hellen Wiesen, die im Winde nicken, und schwarzen starren Wäldern entlang bis ins Gebirge hat, das weiß am blauen Himmel steht, ein leuchtender Kranz langer Rücken, kahler Felsen, eingeschneiter Zacken, vom Oetscher bis zum Untersberg, weit draußen in der verschwimmenden Ferne. Wir aber gingen auf der sachten Anhöhe schön spazieren an der Mauer hin und her, die das weitläufige Anwesen der Jesuiten umschließt, und sahen hinaus, in die weite Natur hinaus, die vor den entzückten Augen ausrunder Menschen aufgestellt war, ein erhebendes und beglückendes Schauspiel, das der Linzer gern noch besonders genoß, indem er, sich umdrehend, nun mit dem Kopf durch die gespreizten Beine sah, weil dann das Bild in der Ferne noch viel schöner wirken soll. Und manchmal gingen wir wohl auch in die Wiese hinein, um Blumen zu brechen, die dann in der grünen Büchse nach Hause getragen wurden, um sorgsam gepreßt mit ihren lateinischen Namen verziert und im Herbarium aufbewahrt zu werden. Denn dann gingen

wir ja doch immer wieder nach Haus. Wie seltsam mir das damals immer klang: nach Haus! Wieder in die Stadt hinein, von der Natur weg, nach Haus. Ich weiß nicht, ob man gleich recht verstehen wird, was der Bub so stark empfand: daß wir uns die Natur doch eigentlich immer bloß ansahen, dann aber blieb sie draußen, und wir gingen heim, sie blieb uns eine fremde Welt, ganz anders als unsere daheim, so schön sie war; sie war schön, unsere war schön, beide waren schön, aber jede doch ganz anders, die gehörten nicht zusammen. Das war es, was der Bub, noch ganz dumpf, aber so stark empfand, mit einer fragenden Verwundung, warum wir denn nicht draußen und nicht mit ihr beisammen bleiben könnten; aus dieser Verwunderung wurde später die Sehnsucht, die den Jüngling dann in die Berge trieb: ich suchte sie wie Menschen auf, die man kennen lernen will. Und noch heute muß ich immer an jene kindliche Frage denken, wenn ich den Osterspaziergang lese, im Faust. Da ist es doch auch so: die Menschen strömen aus dem Tor, um sich am Schauspiel der erwachenden Natur zu freuen, dann aber strömen sie wieder zurück, durch das Tor in die Stadt zurück, wohin sie gehören, und das Tor fällt hinter ihnen zu. Und wenn Schwind oder Ludwig Richter uns die Natur zeigen, ist es eigentlich auch so. Es ist die Freude, die einer an der Natur hat, dem sie fremd ist und nur in der Ferne zuweilen erscheint, wie dem Gefangenen der blaue Himmel durchs vergitterte Loch. In dieser Freude wuchsen wir auf. Den neuen Gedanken aber, daß der Mensch zur Natur gehört und dasselbe mit ihr ist, lernten wir wohl denken, doch unser Leben enthielt ihn nicht; so gering muß die Macht des Denkens über das Leben sein. Und als das Leben dann doch anders wurde, da war das nicht durch Gedanken geschehen, sondern Erfindungen brachen das Leben der Menschen um; das Rad, die elektrische Bahn, das Automobil. Sie haben die Stadt zerstört, in der der Mensch wie hinter einem Wall lag, um nur zuweilen einmal in die Natur auszufallen. Jetzt ist die Stadt bloß noch sein Markt, für das Geschäft. Jetzt erst kann der Städter mit der Natur beisammen sein. Und da es doch immer der Städter ist, der den Geist im Leben der Menschen bestimmt, beginnt jetzt erst wieder der Mensch mit der Natur zu leben, wie mit seinen Angehörigen. Und so fühlt der Mensch auch erst jetzt, was er seit Darwin denkt, und jetzt geschieht es erst, nach seinen Gedanken und seinen Gefühlen. Und da will er jetzt, in dieser ganz anderen Freude an der Natur, einer Freude, die sich heimisch fühlt, auch seine Erde und ihre Tiere und ihre Blumen und alle Brüder im Busch und alle Schwestern am Bach auch wirklich kennen lernen, näher und anders als einst, nicht als etwas Wissenswertes für den Verstand bloß und mit den Augen und mit den Ohren, sondern wie der Mensch Menschen kennen lernen will: mit dem Herzen, das

im anderen sich selbst wiederzufinden und anzuschauen hofft.

Amerika, du hast es besser! Auch hier zeigt es sich wieder. Dort haben sie das schon seit Walt Whitman. Er ist uns freilich längst übersetzt: von Karl Knorr, von Wilhelm Schölermann, von O. E. Lessing, von Johannes Schlaf. Aber wer unter uns kennt ihn? Wer unter uns weiß, daß dieser „gelassen in der Natur stehende“ Mann auf hundert Jahre vor den Geist der Menschheit ausgeprägt hat, wie nur Goethe vor ihm? Wie die Franzosen gern sagen, daß unsere ganze Gegenwart schon im Balzac steht, so steht unsere ganze Zukunft in Whitman; mit ihm ist der freie Mensch aufgetreten, lasset uns nachkommen! Und dann hatten sie dort Thoreau (übersetzt von Wilhelm Tobbe; und man lese jetzt die prachtvolle Schilderung, die Josef Hofmüller von ihm gibt in seinen vortrefflichen „Versuchen“). Thoreau hat einmal gesagt: „Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens ausaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde“. In diesen Worten ist der Menschheit ihre Zukunft angewiesen. Alles, was nicht Leben ist, aufs Haupt zu schlagen! Das lernten die Amerikaner von ihm und folgten ihm, in den Urwald hinaus, und lebten mit den Tieren. Und aus ihnen werden die Menschen kommen, die den Mut haben, wieder unschuldige, starke, frohe Tiere zu sein, aber wissende Tiere.

Freunde wollten Thoreau gern auf Reisen schicken. Er dankte. Was soll ich in der Ferne? Was können die alten Städte mich lehren? Ein Sumpffalke in meiner Au sagt mir mehr als der Einzug der Verbündeten in Paris. „Unnützes Erinnern“ hat's Goethe genannt. Warum bewahren die Menschen auf, was sie nicht mehr brauchen können? Was soll uns Vergangenheit, der wir froh sind, entkommen zu sein? Aber der Falke lehrt uns unsere Zukunft. In keinem Plutarch steht, was uns jedes winzige Geißeltier im Mikroskop zeigt: wie wir sind und werden. Laßt uns doch Bekanntschaft mit uns machen, und mit unseren Brüdern, unseren Schwestern allen! Damit wir erkennen, was das Leben ist, um dann alles, was nicht Leben ist, aufs Haupt zu schlagen! Darum allein geht alles in unserer Zeit. Und nun fangen endlich auch die Deutschen an, auf diesen Sinn der Zeit zu hören. In die Natur müssen wir zurück, um uns zu finden. Und vielleicht gilt einst, wenn von den Enkeln dann unsere Zeit einmal gemessen werden wird, jeder nur so viel, als er irgendwie ein Führer zur Natur gewesen ist.

Haeckel war der erste dieser deutschen Führer zur Natur (siehe jetzt die Volksausgaben Haeckels von Alfred Kröner in Stuttgart). Dann kam sein Schüler Bölsche. (Siehe sein „Liebesleben in der Natur“, zwei Bände, und „Vom Bazillus zum Affmenschen“; dann „Der Stammbaum der Tiere“,

„Die Abstammung des Menschen“ und „Der Sieg des Lebens“, und jetzt das „Tierbuch“, eine volkstümliche Naturgeschichte, von der eben das zweite Heft „Das Pferd und seine Geschichte“ erschienen ist.) Und dann wurde der „Kosmos“ begründet und gab diese herrlichen gelben Büchlein aus. („Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde.) Diese ganz einzig anschaulichen Büchlein von Bölsche, dem Urania-Meyer, France, Floricke und Zell, eins immer reicher, lebendiger, sinnlicher als das andere! Und France schrieb dieses erstaunliche Buch „Vom Leben der Pflanze“, von dem eben jetzt der dritte Band erschienen ist, und Floricke dieses entzückende „deutsche Vogelbuch“, mit dem man sich morgens ins Gras legt und nicht merkt, daß auf einmal der Vormittag um ist! Wartet die nächsten zehn Jahre nur ab, und ihr sollt es überall spüren, welche ungeheure geistige und sittliche Macht von diesen Büchern ausgegangen sein wird! Hier ist die stille Revolution, von der Ibsen so gern sprach. Ja, wir hatten Brehm. Auch Brehm hat die Natur geschildert, und es war wunderschön, aber die Tiere standen dort wie in einer Menagerie, eine fremde Welt, zum Anschauen aufgestellt, hinter dem Gitter. Erst Bölsche und Meyer und France schlugen wieder diesen Goethischen Ton an: das bist du ja, hier sieh dich selbst, da kommst du her, da gehörst du hin, erkenne dich hier! Das ist der Unterschied: Früher war's eine Naturgeschichte, jetzt ist's unsere Familiengeschichte; da hören wir doch ganz anders zu. Unsere Familiengeschichte ist's; und wie man auch sagen kann: unser Mythos. Was den armen Menschen unserer Zeit immer so gefehlt hat, und wonach ihre Sehnsucht doch so bangt, einen lebendigen Mythos zu haben, in dem sie sich erkennen können, hier finden sie ihn, zu den Müttern steigen sie hier hinab, Urwesens geheimer Anfang wird hell, der Nornen Seil fühlt der Enkel erschauernd mit zögernder Hand. Und wär's vor der Wissenschaft gar nicht wahr, es wäre doch wahr, weil für den Menschen wahr ist, wovon er leben kann; und so fühlen wir es ja, dadurch beweist es sich uns, daß uns ist, als könnten wir jetzt erst wieder leben, ans Herz der Natur gelegt, das wir schlagen hören.

Die Gelehrten freilich, welchen es ja die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft zu sein scheint, das Wissen geheimzuhalten, sagen von diesen Büchern gern, daß sie doch bloß „popularisieren“. Nun wäre es ja schon ein hohes Verdienst, Wissen volkstümlich zu machen, da doch Gedanken nicht dazu da sind, als Seltenheiten für Sammler aufbewahrt, sondern allgemein nachgedacht zu werden. Und spürt man denn nicht, wie uns hier, ganz im stillen, eine neue hohe Kunst der plastischen Darstellung erwachsen ist? Ich denke mir das eben jetzt wieder jeden Tag mit immer von neuem hell aufprasselnder Freude, die „Tiere der Erde“ von dem Leipziger Professor Marshall und „Vom Urtier zum Menschen“ von dem Freiburger Konrad Günther

lesend. In jenem ist eine Kraft der Schilderung in diesem eine Klarheit im Entwickeln von schwierigsten Problemen erreicht, die sie mir, in ihrer literarischen Bedeutung, neben Humboldt, ja auf ihre Art neben Uhlands Forschungen stellen. Aber alle diese Bücher tun noch vielmehr: sie vermitteln nicht Kenntnisse bloß, sondern sie setzen den Gedanken in ein Gefühl um, und als Gefühl rinnt er nun durch das Blut der Menschheit und kehrt aus ihm als Tat am Ende zurück. Ich weiß gar nicht, ob, wer im Gras, am Meer, im Wind die gelben Büchlein liest, nun auch alles behalten und sich jeden Namen merken und schließlich stets um so viel gescheiter sein wird. Aber vor allem Leben wird er nun anders stehen, und in seinem eigenen Leben anders, und sieht mit anderen Augen und hört mit anderen Ohren und greift mit anderen Sinnen rings in das Geheimnis hinein, das überall zuletzt doch wieder nur unser eigenes Geheimnis ist. Und fast mit Neid muß ich immer denken, wie gut es jetzt die Kinder haben! Denn wieder fällt mir unser Freinberg ein, mit dem hellen Weg an der Mauer der Jesuiten, den wir immer gingen. Dort war hinten ein kleiner Tümpel, der lockte den Buben sehr. Die Mutter sagte immer, wenn sie mit mir war: Laß doch das stinkende Wasser! Aber wären damals diese gelben Büchlein schon gewesen, so hätte mir mein Vater sicher die schönsten Algen aus dem Schlamm gefischt, und wir hätten dann am nächsten Morgen zugesehen, wie's plötzlich über die schwärmende Pflanze kommt, daß sie auf einmal versucht, ein Tier zu werden; der Tierwerdung der Pflanze hätten wir zugesehen. Dies hätte mich vor Vielem bewahren können, vor allen den „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten“, aus welchen sich der Jüngling dann mit blutigen Fäusten erst ins Freie schlagen mußte. Und ich hätte schon als Bub unsere Menschen gleich erkannt, die Menschen dieser Zeit, deren Lust und Leid es ist, solche Schwärmeralgen zu sein, die dunkler Trieb verlockt, sich ahnend in ein höheres Leben zu wagen, aus dem sie doch, matt und bang, immer wieder ins alte sinken. Denn wirklich, diesen Algen im Mikroskop zuzusehen, kann uns dasselbe sein, was dem Griechen der Mythos war, den der tragische Dichter ihn sehen ließ.

Der Gedanke Darwins trat ins Gefühl der Menschen erst ein, als sie aus der Stadt traten. Nicht von der Wissenschaft her, sondern durch Erfindungen. Durch das Rad, elektrische Bahnen, das Automobil. Und nun ist es wieder eine Erfindung, die uns noch ganz anders zu den Brüdern und Schwestern bringt: die Momentphotographie. Sie lehrt uns erst die Tiere wirklich kennen. Wir wissen doch, daß wir einen Menschen nicht kennen, solange wir ihn nur so sehen, wie er sich zeigt. Ihn abzufangen, wenn er sich unbelauscht glaubt, in der Unschuld seiner nackten Einsamkeit, ist die Lust des Psychologen. Und nun erst können wir uns

auch an den Tieren als Psychologen versuchen. Das Tier, das vor uns steht, sehen wir an, aber es sieht auch uns an und ist uns auch darin verwandt, daß es „posiert“. Wer Verkehr mit Hunden oder Katzen hat und jeder Reiter, jeder Jäger weiß das. Auch das Tier gibt sich öffentlich anders, als es insgeheim ist. Und wie wir nun Napoleon mit seinem Kammerdiener, den König in Unterhosen, den Helden daheim belauschen wollen, lauern wir auch den Tieren im Verborgenen mit dem Kodak auf. Zunächst ist das ein Sport, so gefährlich und so beschwerlich, ohne so grausam zu sein, wie die Jagd. Was er uns aber bringt, ist eine ganz neue Art, das Tier zu sehen: als ein Individuum nämlich. Das Spiel seiner Gebärden wird uns vertraut, wir haben Umgang mit dem Tier, wir ahnen seine Seele. Und was man nennt: einem menschlich näher kommen, das hat nun noch einen ganz anderen neuen Sinn, seit es auch mit Tieren möglich ist. Das Tier wird uns menschlich, sein Antlitz spricht uns an, nun sind es wirklich unsere Brüder und Schwestern, es ist wie im Dschungelbuch, wir sind wieder im Märchen, das Märchen wird wahr. Wieder waren die Amerikaner die ersten mit dem Kodak. Aber schon sind sie jetzt von den Deutschen eingeholt. Hier begann Schillings, in seinem prachtvollen Buch „Mit Blitzlicht und Büchse“. Howans Naturbücher und Weichers Naturbilder, die schönen Aufnahmen in den „Natururkunden“ von Georg E. F. Schulz (acht Hefte bis jetzt) folgten. Aber alle schlägt dieses ganz einzige Buch von H. Meerwarth: „Lebensbilder aus der Tierwelt“ (vier Bände bis jetzt, Säugetiere und Vögel.) Der Titel trifft zu: unmittelbar in ihrem Leben selbst stehen die Tiere da, alles ist Bewegung, der Hauch des Lebens selbst scheint mitphotographiert. Und am warmen Ofen, in dem Holz knackt, Äpfel braten, und bei der lieben Lampe heißen Schein, glaubt man, ins Wunder dieser Bilder entrückt, der alten Edda wilde Windzeit, Wolfszeit draußen rauschen zu hören, Ewigkeit schlägt mit ihren großen Flügeln. Und seltsam könt uns auch der Text dazu (von Fritz Bley, Martin Bräß, A. Bütow, Prof. H. Friedrich, O. Keege, H. Löns, Dr. J. Müller-Liebenwalde, H. Otto, Ernst Schäff, Karl und Else Soffel): er schleicht ganz nahe an die Natur heran, mit lautlosen Tritten, gleitenden Indianern gleich. Die Buben wünschen sich das doch immer mit solchem Neid: Indianer zu sein. Und irgendwie werden wir's ja schließlich wieder werden. Indianer, die sich nur einiges mitgenommen haben werden von dem, was wir jetzt sind. Und Indianer mit Luftballons, um zuweilen wieder nach den alten Städten zu fliegen, wo die Vergangenheit der begrabenen Menschheit von Drachen gehütet wird. Denn schon der Herr Geheimrat hat es uns ja gesagt: Wißt, verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt!

Ans: Essays von Hermann Bahr. Inselverlag Leipzig. Pr. geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Siehe Wegweiser.